

Über Votive

Autor(en): **Curti, Notker**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004852>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Volkskunde

Folk-Lore Suisse.

Korrespondenzblatt der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde
Bulletin de la Société suisse des traditions populaires

28. Jahrgang — Heft 4 — 1938 — Numéro 4 — 28^e Année

P. Notker Curti, Über Votive. — E. Müller-Dolder, Über Votive im
Luzernerbiet. — Max Oechslin, Holz- und Schafzeichen im Isental (Uri). —
Anfrage über Pfeifermelodien. — Fragen und Antworten. — Bücheranzeigen. —
Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde.



Abb. 1. Vierzehn Nothelfer im Galgenchäppeli, Sempach.

Über Votive

von P. Notker Curti, Disentis.

Votive sind religiöse Weihegaben, die entweder den Dank für Empfangenes oder die Bitte um eine Gnade aussprechen sollen. Durch sie sucht also der Mensch eine Brücke ins Überirdische zu schlagen und seinem Gotte näher zu kommen. Es ist deshalb leicht erklärlich, dass sie fast so alt wie die Menschheit sind.

Auf dem Gebiet der Schweiz stammen z. B. die Weihegaben der Quellfassung von St. Moritz, Waffen und Nadeln, aus der Bronzezeit. Aus der römischen Epoche mehren sich die Funde dieser Art gewaltig, und während die Votive von St. Moritz in sich noch keine Verbindung mit dem Opfer haben, sondern nur eine Gabe des Menschen an die Quellgottheit darstellen, sind die römischen Funde bereits unzweideutig als Weihegaben bezeichnet, mögen es nun Inschriften oder Nachbildungen von Gliedern, Menschen

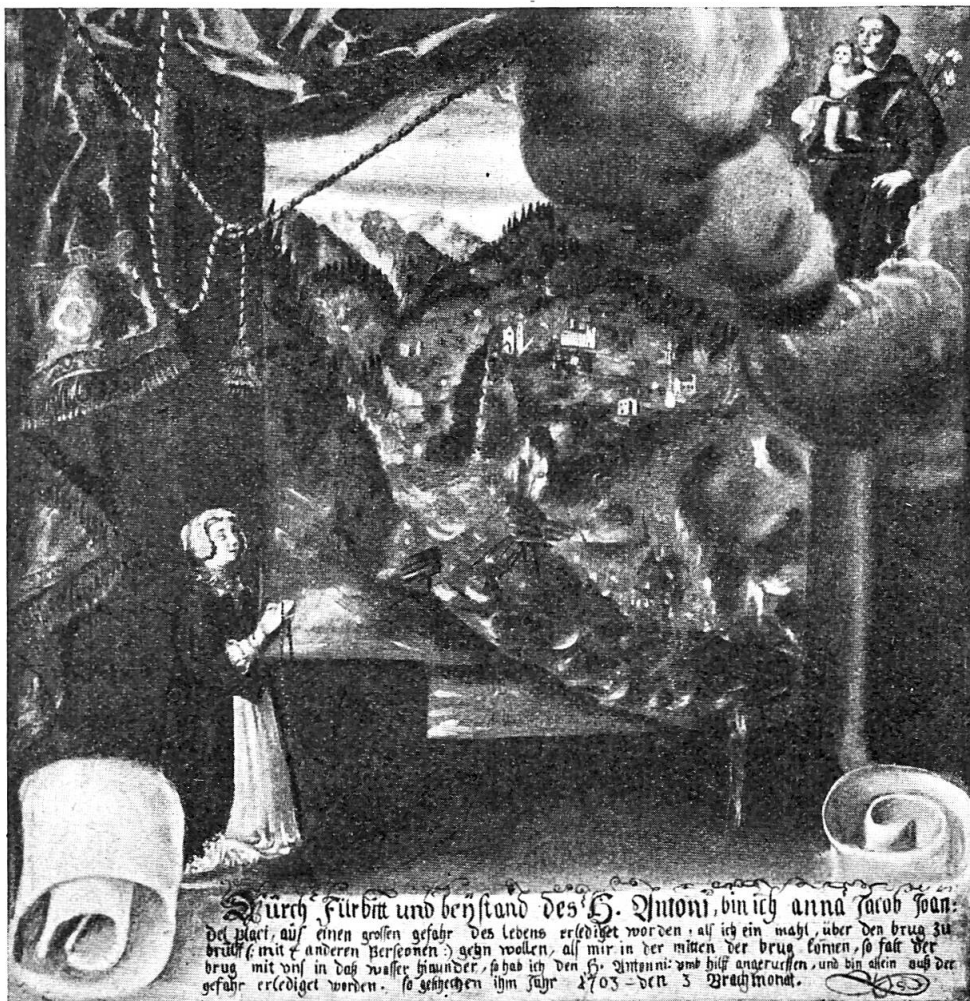


Abb. 2. Votivbild in St. Anton, Cavardiras.

und Tieren sein, die schon genau bekunden, welche Intention den Opfernden zu seiner Gabe veranlasst, während in St. Moritz nur die Lage der Votive ihren Weihecharakter verrät.

Die Völkerwanderungsstämme sodann haben die Sitte der Weihegaben nicht erst von den Römern überkommen, sie haben dieselbe schon aus ihrer alten Heimat mitgebracht und in allen möglichen Formen geübt. Man denke einerseits nur an die wunderbaren Votivkronen der westgotischen Könige, anderseits an die Warnung des hl. Pirmin in seinem Scarapsus: *Membra ex ligno facta in triuios et ad arbores vel alio nolite facire neque mittere, quia nulla sanitate vobis possunt praestare*. Die neuen Christen im Norden haben also an heiligen Bäumen hölzerne Nachbildungen von kranken Gliedern aufgehängt wie im Süden die christlich gewordenen Ägypter dem hl. Menas in seinem Oasenheiligtum, nur ist hier die Form schon verchristlicht, weil die Opfer mit einem Heiligen in Verbindung stehen. Auch im Norden ist diese Umbildung sehr bald eingetreten, man brauchte nur am hl. Baum oder an dessen Stelle ein Kreuz oder ein Marienbild zu errichten.

In christlicher Zeit steht an erster Stelle unter den Opfergaben das Wachs, weil es innig mit dem Gottesdienst verbunden, für das Messopfer notwendig, für Dekorationszwecke bevorzugt war. Vor allem sind also von jeher und heute noch Kerzen geopfert worden, schon deshalb, weil sie durch ihr „sich selbst verzehren“ die Opfergesinnung des Gebers glänzend darstellen; darum werden noch heute an allen Wallfahrtsorten hunderte von Kerzen geopfert in allen Grössen, von der mannshohen reichverzierten Standeskerze bis zum Kerzchen des Armen, das zitternd in einer Ecke sein Flämmchen leuchten lässt. Ausser zu Kerzen wird das Wachs aber auch zu Figuren von Menschen, Tieren, Gliedern gegossen und auch heute noch in dieser Form geopfert. Da nämlich der Geber nicht am Wallfahrtsort bleiben kann, möchte er wenigstens eine Erinnerung an seine Wünsche zurücklassen, um ihrer Erfüllung sicherer zu sein. Heute begnügt man sich mit Figuren von einigen Centimetern, früher aber haben reiche Leute fast lebensgrosse Wachsbilder machen lassen wie z. B. die Ritterfigur im Ferdinandeum in Innsbruck. Es spielt dabei eine alte Sitte mit, die verlangte, als Gegengabe für den geretteten Menschen sein Körpergewicht in Wachs zu entrichten, was allerdings meist in Kerzenform geschah.

Da indes Wachsfiguren, besonders wenn sie ganz dünn gegossen wurden, sehr vergängliche Dinge sind, bildete man kranke Glieder oder Tiere in Holz oder Eisen nach, vor allem aber in Silber, wenn der Spender es sich leisten konnte. Bekannt

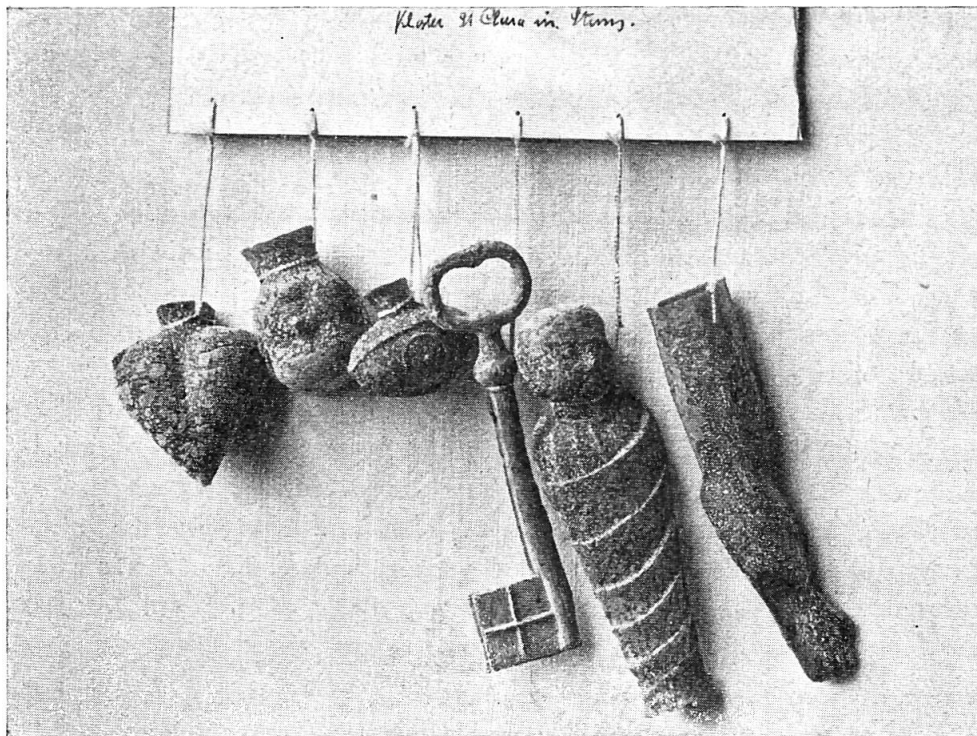


Abb. 3. Wachsvotive aus Stans.

ist z. B. der in Silber getriebene Prinz in Altötting, während kleinere Silbervotive fast an keinem Wallfahrtsort fehlen.

Meist sind diese Figuren leicht verständlich: so berichten Augen und Ohren von kranken Organen, Tiere von Unglück im Stall usw. Aber es gibt auch Formen, die nicht ohne weiteres klar sind. Wenn man in Unterwalden einen Schlüssel aus Wachs aufhängt (s. Abb. 3), so erzählt er von der Angst einer jungen Mutter, die ihrer schweren Stunde entgegen geht; oder wenn im Kt. Uri Riedbesen geopfert werden, möchte man von Geschwüren befreit sein, wobei Öffnen und Reinigen das tertium comparationis darstellen.

Noch interessanter sind die Stachelkugeln, Kestenigel genannt, die man im Tirol und Münstertal gegen Hysterie aufhängt (s. Abb. 4). Das stachelige Ding soll die Gebärmutter darstellen, die man früher für hysterische Zustände verantwortlich machte. In Deutschland und der deutschen Schweiz bevorzugte man in gleicher Lage das Opfer einer Kröte, und meinte damit ebenfalls die Gebärmutter, die man sich oft als fast selbständiges Tier dachte. Dies nur einige Opferli, die auch in der Schweiz vorkommen.

Am beliebtesten indes ist die Votivtafel, die heute die meisten anderen Formen verdrängt hat. Ihre Beliebtheit kommt besonders von der grossen Möglichkeit, sie überall zu beschaffen, und von

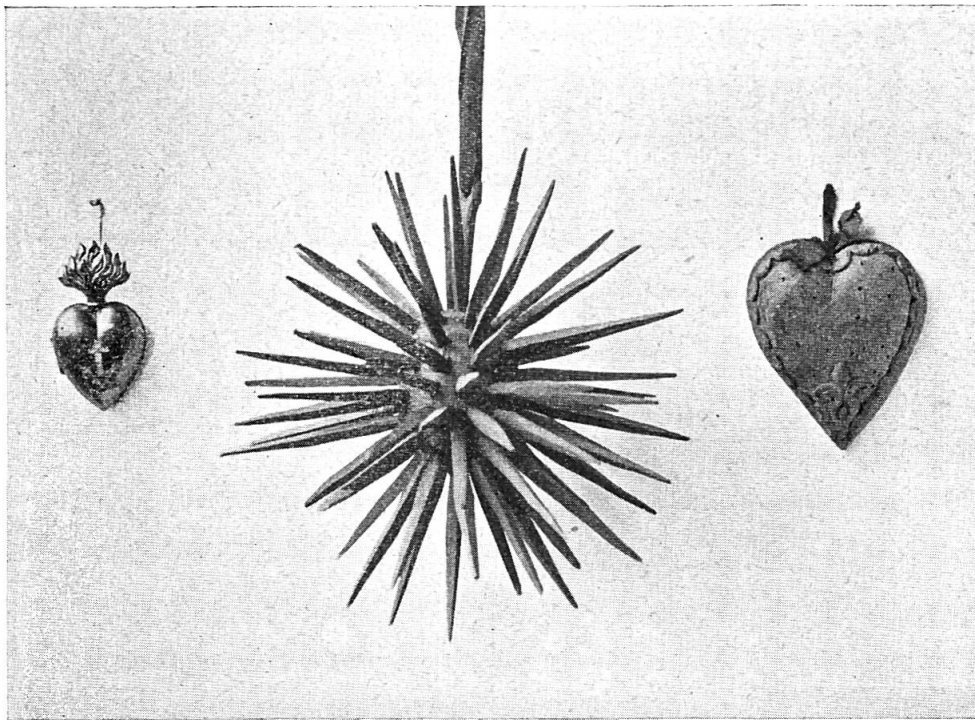


Abb. 4. Votive aus Graubünden.

der Mannigfaltigkeit ihrer Formen, vom einfachen Dankspruch bis zur figurenreichen Darstellung.

Im ausgehenden Mittelalter liebte man es, die ganze Familie mit Wappen und Waffen in einer Reihe zu Füßen der Muttergottes oder eines Heiligen darzustellen. Auch dies sind Votive, aber mehr allgemeiner Natur, durch die die ganze Sippe in des Himmels Schutz empfohlen werden soll.

Später werden die Darstellungen konkreter und bestimmter, indem eine Notlage mit allem Drum und Dran auf der Tafel geschildert wird. Da sinken Schiffe auf heimischen Seen oder fernen Meeren, Lawinen und Rufen gehen zu Tal, brennende Häuser und angeschwollene Bäche drohen Gefahr oder stürzende Bäume und Steine (s. Abb. 2). Kurz alle möglichen Lebenslagen kommen zur Darstellung, naiv und bunt aber ganz schlecht gemalt meist erst im 19. Jahrhundert, wo das Papier die hergebrachte Holztafel ersetzte. Man kann aber auch leicht erraten, was vom volkskundlichen Standpunkte aus von diesen Bildern sich lernen lässt, besonders da fast alle datiert und mit Herkunftsvermerk versehen sind. Wo sich noch viele erhalten haben, lässt sich zum Beispiel die Tracht der Gegend restlos verfolgen, und wenn noch einige alte Kleidungsstücke sich erhalten haben, genau rekonstruieren. Da sieht man wie im 17. Jahrhundert die Kostüme



Abb. 5. Unglücksvotiv (durchbrennende Pferde). (Sammlung E. Müller-Dolder.)

noch überall ähnlich sind, Tüchli und Hinterfür in der ganzen Schweiz getragen wurden. Im 18. Jahrhundert erst entwickeln sich die verschiedenen Trachten und verschwinden meistens von der Mitte des neunzehnten an. Man kann aber auch auf diesen Schildereien sehen, wie alte Trachtenstücke oft für besondere Anlässe, besonders für religiöse Feiern, für Trauer und Hochzeit, sich lange erhalten, weil das Volksgefühl in solchen Lagen besonders fein ist und leicht in Neuerungen eine Herabwürdigung sieht.

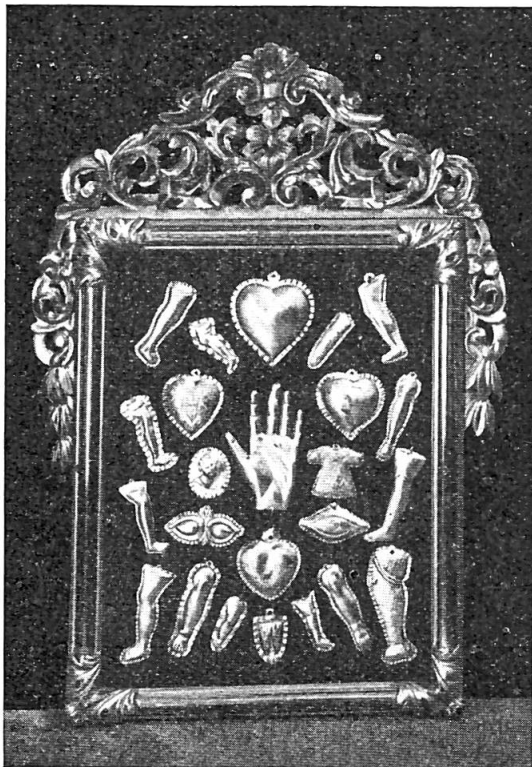


Abb. 6.
Votivtafel beim Marienaltar
der Stiftskirche Beromünster.

Ähnlich wie über Trachten geben die Votivtafeln aber auch Aufschluss über Volksbräuche, über Handwerk und Landwirtschaft, selbst über den fremden Dienst; denn mancher Soldat hat in der Fremde an seine heimatliche Wallfahrtskirche gedacht, wenn Tod und Gefahr an ihn herantraten. Mit besonderer Vorliebe werden feierliche Prozessionen abgebildet und das ganze Volk im Festaufzug gemalt, weil diese an Glanztage des Wallfahrtsortes und an seine Beliebtheit erinnern. Bei mancher Kirche sind das heute vergangene Zeiten; denn die grossen weltbekannten Gnadenstätten ziehen heute bei den modernen Verkehrsmitteln solche Volksmassen an sich, dass die heimatliche Kapelle dagegen verblasst und vergessen wird. Gerade deshalb ist es auch an der Zeit der alten Andenken sich zu erinnern, bevor sie ganz verschwinden oder unter dem Dach ein gar verstecktes Dasein fristen.

Es gibt aber auch Darstellungen, die keine Bitte und keinen Dank aussprechen, sondern an einen meist tödlichen Unfall erinnern wollen. Sie gehören aber trotzdem hierher, wenn sie in Form und Aufmachung den Votivbildern ähnlich sehen und an einem Gnadenort aufgehängt wurden. Eine eigene Stellung hingegen nehmen sie ein, wenn sie am Weg als Marterl errichtet sind und mit Wort und Bild den Unfall verkünden.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als das ganze Leben eine nüchterne Form annahm, sind auch die Votive mehr

als nüchtern geworden. Die Gliedmassen hat man nur noch in Papier ausgeschnitten aufgehängt, und nach französischer Sitte wurden weisse Marmortafeln mit kurzem Dankwort gestiftet, wie sie zu Tausenden in Lourdes oder Notre Dame de Victoire in Paris zu sehen sind. Erst in letzter Zeit hat man sich auch dieser Kleinigkeiten angenommen, ob mit Erfolg wird sich zeigen.

Über Votive im Luzernerbiet

von Edm. Müller-Dolder in Beromünster.

Als im Jahre 1893 Dr. Josef Zemps „Wallfahrtskirchen im Kt. Luzern“ erschienen, war der Begriff und der Bereich der Volkskunst kaum umrissen. Die damals noch in üppiger Fülle in den Wallfahrtskirchen vorhandenen Votive, echte Kinder der volkstümlichen Handwerks- und der Volkskunst, sind in seinem vorbildlichen Werke noch nicht erwähnt. Keine Künstlernamen sind uns überliefert, schlicht und einfach, wie das Volk damals war und dachte, haben der Dorfmaler, der Dorfschreiner, der Schmied und Wachszieher diese Weihegaben nach den Angaben des Bestellers geschaffen: auf Holz, Eisen, Blech, Leinwand und Papier gemalt oder in Wachs, Lehm und Eisen modelliert. Meistens richtete sich Arbeit und Material nach der Barleistung des Gebers. Selten kamen Silber, Gold und Edelsteine zur Verwendung, und dann nur, wenn höhere Schichten die Auftraggeber waren (s. Abb. 6). Diese Weihegaben, sie waren Zeugen eines volksfrommen Brauchtums und Dokumente rührend-kindlichen Vertrauens, entsprungen aus der Not eines einzelnen, einer Vielheit oder sogar einer ganzen Gemeinde, bald krankheit-, bald unfallbezeugend, fast immer dankerweisend. Aus allen Votivbildern spricht der begnadete und zugleich der dankbare Pilger.

Während das Luzerner Volk in allgemeinen Anliegen mit besonderer Vorliebe zu den Marienheiligümern im Herrgottswald ob Kriens, Maria Mitleiden in Gormund bei Beromünster, Maria Zell bei Sursee, Maria Wertenstein und Maria Heilbrunnen im Lutherthal pilgert oder zu „den Vierzehn Nothelfern“ in Urswil, Adelwil bei Sempach oder St. Ulrich bei Ruswil, bevorzugen die Bauernleute die vielen Kirchen und Kapellen, die ihren besondern Schutzheiligen St. Wendel (Müswangen, Lieli, Hellbühl, Krummbach usw.) und St. Anton d. Eremiten geweiht sind (Schenkon, Wauwil, Nebikon, Stettenbach usw.). Ausserdem gibt es im Kanton Luzern noch Wallfahrtsorte für besondere Leiden. Kopfleidende besuchen gern Hohenrain, wo das Haupt des hl. Johannes des Täufers zur Verehrung ausgesetzt ist, Zahnwehbehäftete suchen Hilfe bei der hl. Apollonia (sog. Zahnwehkäppeli in Kotten bei